

Eduard Korrodís Schweizerische Literaturbriefe

Autor(en): **Federer, Heinrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **22 (1918)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575746>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Sebastian Dösch, St. Gallen.

Friesfragment (1918).

stets größere Aufgaben stellt. Der Tänzer balanciert mit einer Beweglichkeit in den Gelenken, die nicht so leicht ihresgleichen finden dürfte, und die flankierenden Figuren stützen den architektonischen Aufbau und die perspektivische Illusion auf bezwingende, eindruckstarke Weise.

Wir dürfen von der glücklichen und reichen Begabung des Künstlers, der in sich den scharfsinnigen Psychologen, den plastisch und farbig empfindenden Maler und den Rhythmus und Komposition meistern den Architekten vereint, noch Großes erwarten.

Fritz Zillig, St. Gallen.

Aphoristisches.

Wer alles verachtet,
kann leicht wichtig sein.

Der Vater lernt vom
Kinde mehr als das Kind vom
Vater. Rudolf Gaisler, Biel.

Eduard Korrodis Schweizerische Literaturbriefe *).

Mit dem Büchlein dieses Namens schüttet der Verfasser eine heilsame Tracht Salz ins eidgenössische Schrifttum. Und gutes Salz. Es hat Kraft und Milde, äht und nährt, ist Medizin, Speise und Würze in einem.

Es sind nur fünf Kapitel, aber man glaubt eine ganze Literatur gelesen zu haben. Kein Leser denkt dabei an Kritik in irgend einer bekannten, noch so feinen Form. Er fühlt, daß hier eine besondere, herzhafteste Art literarischer Geschichtsschreibung ausgeübt wird, die das eine Auge nachdenklich rückwärts, das andere glanzvoll voraus richtet, um so den einzigen faßbaren Punkt, um den sich alles in Kunst und Leben dreht, die liebe Gegenwart, in eine sicher beratene und erleuchtete Mitte zu nehmen. Sprach ich von einer Tracht Salz, so war dies ungenau und lückenhaft gesprochen. Ich

dürfte von einer Ausfaat von Ideen, Räten, Hoffnungen und Winken reden, von einem Körnerwurf nach rechts und links, woraus einst gutes literarisches Brot wachsen wird.

Was mir besonders gefällt, ist das Fernbleiben aller durren Theorie. Mit lebendigen Tatsachen, sozusagen mit der Logik des frischen Auges und Ohres, des alles erlebenden Herzens wird hier bewiesen. Ganz staunenswert erscheint, wie Korrodi fünf völlig voneinander unabhängige Gegenstände hernimmt, jedem einzelnen völlig gerecht wird und doch aus allen fünf wie aus fünf verschiedenen Instrumenten nicht bloß den besondern Charakter, sondern, was wichtiger ist, den bedeutenden symphonischen Zusammenhang herausklingen läßt.

Nicht Dilettantismus, Vielseitigkeit! heißt es fast buchstäblich im Briefe an einen welschen Freund. Also nicht kleine,

*) Frauenfeld und Leipzig, Huber & Co., 1918.

eigensinnige Winkelmelodien, so lieb sie schallen mögen, nicht Seldwylergeist, Schweizergeist, nicht Provinzdichtung, Nationaldichtung, nicht Berge, nicht Bauern um jeden Preis, sondern vor allem giltige Menschen!

Ich weiß nicht, ob Korrodi hier zu weit geht, ob nicht der Bauernfittel und der Käse und Granit unserer Alpen mit einer gewissen innern Notwendigkeit in unserer jüngsten Literatur zu reden begann, wie das Meer und das achaische Schiff und Gewaffen, man verzeihe, bei Homer. Aber solange nicht ein Buch als gebietender und absoluter Ausdruck diese unsere bäuerlich-bergige Heimatlichkeit erwiesen hat, steht das Recht auf Korrodis Seite. Und jedenfalls gilt sein wundervolles Wort: „Der darf die Grenze nicht preisen, der nie im Grenzenlosen fühlte.“

Also keine Grenzen der bloßen bequemen Gewohnheit, der literarischen Rechthaberei, der Spießbürgerlichkeit, der Mode, der Versessenheit in einen war-

men Platz und einen blauen Kirchturmschatten! Dichtung soll kommen, wo der Schweizerpoet als Bruder der Menschheit, als Voraufhler einer neuen, großen Zukunft seine bessere Tinte verspricht.

* * *

Im „ABC-Buch der Menschheit“ redet Korrodi mit schöner Pietät und treffenden Einfällen von Pestalozzis altem Buche Lienhard und Gertrud. Und wieder klingt das letzte Blatt aus: „Komm er (der neue Pestalozzi)! Die Zeit für neue Elementarbücher der Menschheit ist gekommen, für das große Volksbuch, für das größte Notbuch der gekränkten Erde und ihrer verhärteten Menschen...“ An solchen Stellen erhebt Korrodis Feder nicht bloß von innerster Wahrhaftigkeit, und jeder ehrliche Leser mit ihm, sondern es glüht auch etwas wie schöpferisches Sehertum aus seinen Worten. Die Prosa zeilen tönen wie Verse eines Psalmisten.

In „Wilhelm Tell oder Stauffacher“



— es ist unmöglich, von der Gedankenfülle jedes Kapitels auch nur einen Löffel voll hier zu reichen — ehrt Korrodi nochmals eine alte Dichtung, die jeder neuen spotten wird. Und wieder nach einer geistvollen Vergleichung des alten mit dem modernen Tell, dem Soldaten an der March und seinem Gewissensmonolog, kommt Korrodi auf die Forderung, der neue Dichter müsse den Stauffacher dichten, den Staatsbildner; das neue Gedicht müsse eine Staatsdichtung sein. Und dieser Poet heiße dann der neue Tell. „Ich tunke die Feder tief ein, um ihn zu ehren!“

Ein ganz feines Kapitel folgt: Albert Steffen. Ich glaube fest, was hier von dem wunderbar reichen und warmen Bernerdichter gesagt wird, bleibt für lange das Beste und Maßgebende. So eigen sinnige Wege dieser Steffen geht, es heißt mit Recht von ihm, daß er die Weltverantwortung in seine Dichtung bringt, „unser Ich, unser Wir, das wir erst suchen müssen, das Gewissen dieser Zeit“. Ins Innerste des schwierigen Schriftstellers vordringend, erspart ihm Korrodi doch keineswegs eine vornehme und an den Kern greifende Kritik. Aber überraschend wahr und tapfer klingt sie im Gedanken aus: „daß der Vorfühler Lavater in Dir den Dichter gefunden hat, den wir nicht verlieren dürfen.“

* * *

Schweizerische Literaturbriefe! Der

Titel und noch mehr das starke Temperament des Autors verspricht, daß diese Aufsätze nur der Anfang einer Korrespondenz sein werden, die von nun an die Schweizerische Literatur und mit ihr die deutsche überhaupt bald ein bißchen mit dem Genie des Teufels — Verzeihung, wir Schriftsteller sehen in jedem Tadel gleich zu Recht oder Unrecht seine Hörner — aber weit mehr noch mit dem Genie eines guten literarischen Schutzengels begleiten wird. Es wird eine fortlaufende hohe Kontrolle der literarischen Menschen und Zeiten sein, eine Kontrolle, der nichts entgeht, die alle Zusammenhänge aufzudecken, West und Ost zu einigen sucht, die bald mit anmutiger Unpersönlichkeit, bald sehr individuell und genau die Schweizerischen 'Barnassier' betupft, das Phlegma aus dem Moder reißt, aber den Hypermodernen und daher durchaus Unreifen, Unzeitigen am alten, geduldigen Gold unseres Gottfried Keller beschämt, eine Kontrolle, eine Korrespondenz, die aus dem Wissen der Vergangenheit und dem Drang der Gegenwart ins Kommende vorausschreibt, und, offen gesagt, eine Korrespondenz, die mitunter so nahe bei Apoll geschrieben wird wie irgend eine Ode oder Satire, ja, die oft mehr bedeutet als so einen naiven, blindlings das Heil suchenden Tobias, nämlich den führenden, augenöffnenden und sehensmachenden Raphael.

Heinrich Federer, Zürich.

Vom Volkslied.

An Liedern und Volksliedern ist in unserm Schweizerlande wahrhaftig kein Mangel. Die verdienstvolle „Schweiz-Gesellschaft für Volkskunde“ hat sie haufenweise beisammen und sammelt sie immer wieder, sagen wir, korbenweise wie die Haselnüsse. Sie tut gut daran, sich auch hiemit zu beeilen; denn noch viel schneller als unsere heimischen Dialekte, die denn doch im Munde von Hunderttausenden sind, verschwindet das alte, gar das ungeschriebene Volkslied. Es ist, soweit man's nicht noch zu buchen und festzuhalten vermochte, eben nur noch bei wenigen und „wer weiß wo?“

Man kann sich also freuen, daß die Volkskunde hier nicht müßig geht. Manche alte Melodie, die den Duft der heimatlichen Landschaft und die eingeborene Schweizerseele hat, wird so für Kind und Kindeskind bewahrt. Ich sage, manche gute Melodie. Nämlich, so hundert-, ja tausendfältig man sie „auf Lager“ und in Sicherheit gebracht hat, wenn man genauer zusieht und diese Volksweisen auf ihren wahren Wert prüft, d. h. ob sie würdig seien, von einem aufsteigenden Volke gesungen zu werden, so bleibt nicht allzuviel übrig. So gar vieles ist unecht, übersentimen-